Hat der Baptismus in Deutschland Zukunft?

|| Eine teilnahmevolle Polemik¹

Kim Strübind

»Wer für die Zukunft sorgen will, muß die Vergangenheit mit Ehrfurcht und die Gegenwart mit Mißtrauen aufnehmen.«
(Joseph Joubert)

»Vor hundert oder zweihundert Jahren gab es eine große Erneuerungsbewegung. Das war, als jeder, der von der Notwendigkeit einer Umkehr sprach, ob Heiliger oder Ketzer, auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Heute reden alle davon. In gewissem Sinne diskutiert sogar der Papst darüber. Mißtraue den Errungenschaften der menschlichen Gattung, wenn die Kurie und die Fürstenhöfe davon zu reden zu beginnen!«

(Aus: »Der Name der Rose« von Umberto Eco)

1. Vom Recht der Polemik

Hat der Baptismus in Deutschland Zukunft? Diese Frage ist alles andere, als lediglich akademischer Natur. Als Baptist kann man diese Frage nicht in gleichgültiger Distanz, sondern nur als von ihr unmittelbar Betroffener stellen. Die Frage nach der Zukunft des Baptismus zielt auf höchste Beteiligung und, im Falle einer negativen Antwort, wohl auch auf höchste Anteilnahme derer, die sich dieser Konfessionsfamilie verbunden wissen.

Meine eigene Anteilnahme an dieser Frage wird sich nachfolgend von selbst verstehen oder zumindest verständlich zu machen versuchen. Ich nenne diesen Beitrag eine »Polemik« und meine damit alles andere als eine – im landläufigen Sinne mit dieser Bezeichnung verbundene – Unsachlichkeit oder eine lediglich emotionale Befindlichkeit. Persönliche Ressentiments mögen dabei sicherlich, wie bei jeder guten Polemik, ihre Rolle spielen. Solche Ressentiments zum alleinigen Verständnisschlüssel des nachstehenden Beitrags zu machen, hieße dagegen, die Anliegen die-

¹ Überarbeiteter Fassung eines Vortrags, der anlässlich des Symposiums der Theologischen Sozietät im Rahmen des »Freikirchlichen Forums« am 5. September 1998 in Duisburg gehalten wurde.

ser Ausführungen gerade in ihrer *sachlichen* Stoßkraft zu unterschätzen. Ist Polemik doch ein geradezu klassisches rhetorisches und literarisches Stilmittel, das problematische Sachverhalte eben in letzter *sachlicher* Zuspitzung auf den Punkt zu bringen versucht. Eine *reflektierte* Polemik wie die nachfolgende will keinen dumpfen Emotionen Vorschub leisten, die eher der Bauch- als der Hirnregion zuzuordnen wären. Vielmehr möchte diese Redeform durchaus empirische Bedenken in ihrer letzten Fragwürdigkeit zur Sprache bringen. Polemik sei hiermit definiert als die emphatische Form eines teilnahmevollen literarischen Stirnrunzelns.

Vorausgeschickt sei, daß die nachfolgenden kritischen Bemerkungen keine Gesamtsicht des Baptismus in den Blick nehmen. Der Baptismus ist – in seiner Gesamtheit betrachtet – weit besser, heilsamer und segensreicher als das, was ihm um seiner Zukunft willen nun auch einmal kritisch entgegenzuhalten ist. Auch habe ich mit meinen Bemerkungen nicht das sehr vielfältige Gemeindeleben im Blick, sondern den »Bund«, womit Baptisten, mitunter argwöhnisch, ihre übergemeindlichen Organe und deren Repräsentanten bezeichnen.² Die Rätselhaftigkeit dessen, was Baptisten den »Bund« nennen, ist zugleich ein Indiz der Entfremdung zwischen den Gemeinden und ihrer »Freikirchenbehörde« mit ihren schwer durchschaubaren Vorgängen und Einrichtungen.

Diese Entfremdung, die mitunter einem gediegenen Mißtrauen Platz macht, hat ihre Ursachen, über die nun gerade aus *sachlichen* Gründen in *polemischer* Weise zu reden ist. Denn zugespitzte Kritik und auf Einsicht beruhende Bedenken erfordern bisweilen einen etwas schärferen Ton, zumal sie auf ein Establishment treffen, das bisher wenig Hör- und Handlungsbereitschaft zeigte, die hauseigenen Probleme als solche zu diagnostizieren und ernsthaft an ihrer Lösung zu arbeiten. Dies liegt zum einen an der Besonderheit unserer Kirchenstruktur, die den Gemeinden eine freie Selbstverwaltung zugesteht und jeder übergeordneten Einrichtung so gut wie keine die Gemeinden tangierende Befugnisse zugesteht. Wir sind eine Kirche, in der – prinzipiell – von unten nach oben gedacht und gehandelt wird. Faktisch jedoch agieren die strukturierenden Kräfte innerhalb unserer Kirchenleitung sehr selbständig, da deren interne Entscheidungsprozesse nur wenige Regulative kennen. Zwar präsentieren wir uns gerne und in betontem Gegensatz zu hierarchisch verfaßten Kirchen als basisdemokratische Gemeindebewegung. Diese an sich richtige und kommunikative Ekklesiologie wird

² Mit »Bund« ist hier also durchgängig die übergeordnete institutionelle Seite des Baptismus einschließlich ihrer verfassungsmäßigen Organe und ihrer übergemeindlichen Funktionäre gemeint. Zwar definiert sich der Baptismus in Deutschland offiziell als »Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland«. Im landläufigen Sinn meinen Baptisten mit dem Begriff »Bund« jedoch nicht ihre Gemeinde(n), sondern deren überörtliche Institutionen und Ämter (z.B. Bundesmissionshaus, Bundesdirektoren, (Vize-)Präsidenten, Ständiger Ausschuß, Bundesleitung, Heimatmission, Theologisches Seminar, Elstal etc.).

jedoch zum Feigenblatt, wenn wir dabei die Frage vernachlässigen, wie denn innerhalb eines derartigen freiheitlichen Gebildes die Macht realiter verteilt wird und (Vor-)Entscheidungen in der Praxis geplant und ausgeführt werden.

Zum anderen ist gerade eine Minderheitskirche wie die unsere immer in Gefahr, Erneuerung fast ausschließlich mit der theologisch fragwürdigen Vorstellung eines statistisch vorweisbaren »Gemeindegewachstums« zu verbinden, das vor allem der Selbstlegitimierung dient. Hier zeigt sich ein Mangel an ekklesiologischer Souveränität, die eine Minderheitskirche kennzeichnet, die nicht mehr von der Verheißung Jesu an die »kleine Herde« (Lk 12,32) leben möchte. Vielmehr betritt man mit einem ausgeprägt statistischen Bewußtsein selbst die Pfade des ungeliebten großkirchlichen Denkens (»Volkskirche«), dessen Daseinsberechtigung sich gerne aus der öffentlichen Anerkennung und den unabhängig vom faktischen Bekenntnisstand vorweisbaren kirchlichen Mitgliederzahlen speist. Eine solche Mentalität, die durch den Gewinn an öffentlicher Relevanz Wahrheitsansprüche zu zementieren sucht, entspringt – theologisch gesprochen – gerade nicht dem Glauben, sondern der Hybris: Sie droht, den Glauben an die Souveränität Jesu Christi durch den Glauben an das Machbare zu ersetzen. Das ist es, was ich eine »unernsthafte Theologie« nenne, über die noch zu reden sein wird.

Polemik und Karikatur scheinen mir angesichts dieser Situation eine Form sinnvoller Pädagogik zu sein, die dem Grundsatz folgt: Wer nicht *hören* will, – muß wenigstens *lesen*. Wer auch nicht lesen will, dem habe ich, zumindest in dieser Hinsicht, weiter nichts zu sagen.

Ausgangspunkt für das theologische Recht zur Polemik als Stilmittel religiöser Rede sind die biblischen Texte selbst: Fast alle Texte der Heiligen Schrift sind direkt oder indirekt »polemische Texte«. Wie oft werden wir im Buch der Bücher in scharfer und zugespitzter Form auf Probleme des Gottesvolkes aufmerksam gemacht, die rhetorisch süffisant oder larmoyant bekämpft werden! Dies zeigt nicht zuletzt ein Blick in die Prophetie, die im Alten Testament erstmals die »Zukunft« des Gottesvolkes zum Thema erhob. Aber selbst die so friedliebend scheinende und die Bedächtigkeit zum Prinzip erhebende Weisheitsliteratur des Alten Testaments (etwa im Buch der Sprüche) weiß um die Bedrohung des »Weisen« durch den »Toren« und wendet sich entschieden und in diesem Sinne durchaus sehr polemisch von diesem ab. Gilt ihr der »Tor« doch als der hoffnungslose Fall menschlichen Lebens schlechthin. Noch für Jesus von Nazareth und den Apostel Paulus ist die polemische Redeform ein markantes Grundmerkmal ihrer Verkündigung gewesen, mit dessen Hilfe sie die Augen für die Wirklichkeit Gottes zu öffnen suchten. Rede von Gott ist aufgrund menschlicher Sünde eben immer auch Rede im Widerspruch. Dieser Widerspruch richtet sich in aller Schärfe gerade gegen die religiöse *Betriebsamkeit*

und die ihr auf dem Fuße folgende *Betriebsblindheit* institutionalisierter Frömmigkeit und ihrer Tradition.

In dieser guten Gesellschaft befindet sich also auch der Polemiker, der sich nachfolgend der Frage zuwendet, ob der Baptismus in Deutschland »Zukunft« hat.³ Was im folgenden in höchst kritischer Manier zur Sprache kommen soll, beruht auf konkreten Erfahrungen und jahrelangem aufmerksamen Hinhören und Hinsehen auf Entwicklungen innerhalb meiner Freikirche, der ich mich trotz oder gerade aufgrund aller Kritik stets verbunden wußte. Ich möchte dies so ausdrücken: *Ich liebe den Baptismus mehr, als daß ich ihn schätze*. Polemik und Liebe schließen sich beileibe nicht aus, sondern bedingen sich auf eigenartige Weise gegenseitig. Auch halte ich meine Kirche nicht nur für kritikbedürftig, sondern auch für kritikfähig, also für prinzipiell verbesserlich. Trotz aller pessimistischen Attitüden bin ich ihr gegenüber also ein bekennender Optimist. Das ist der Grund meines »Pathos« – ein Begriff, der ja bekanntlich auch mit »Leiden« übersetzt werden kann.

Hinter diesem Leiden steht die Überzeugung, daß der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland eine ansprechende Form der Sozialgestalt des Evangeliums darstellen könnte, wenn dessen Protagonisten weniger provinziell, ängstlich und autokratisch wären. Wir sollten darauf achten, daß unsere »Kirchenpolitik« (sei sie taktisch oder zufällig) nicht die grundlegenden Prinzipien unserer gabenorientierten Gemeinschaft karikiert und dadurch die Zukunftsfähigkeit unseres Gemeindebundes gefährdet. Es ist an der Zeit, daß wir uns von einer in sich vielfach verflochtenen »Familienkirche«, die ihre eigenen Interessen verfolgt, zu einer freien Kirche in einem freien Staat entwickeln, die vorurteilsfrei und kontrollierbar die vielfältigen Begabungen in ihren Reihen entdeckt und in Dienst nimmt. Dem frommen Filz und dem Klientelwesen unter uns sei hiermit offiziell der Krieg erklärt.

2. Die Frage nach der Zukunft als prophetische Frage

Über die Frage nach der eigenen Zukunft, die im deutschen Baptismus kaum zufällig zum gegenwärtigen Zeitpunkt Konjunktur hat, könnte man nun einerseits »orakeln«. Orakeln heißt, daß man eigentlich nicht viel weiß, aber um so mehr befürchtet, mitunter Schlimmes und Schlimmstes. Die Frage nach der »Zukunft« des Baptismus wird ja von niemandem freudestrahlend und *zukunftsgewiß* gestellt. Sie ist vielmehr dem Wesen nach eine bange Frage. Anders ausgedrückt: Die Frage nach der Zukunft stellt sich stets angesichts ihrer Ungewißheit. Die Fraglich-

³ Zu erinnern wäre auch an die Predigt, einer Sprachform der Bibelauslegung. Keine Predigt wird dabei langfristig auf treffende und pointierte Polemiken verzichten können, will sie den Charakter der Auslegung biblischer Texte nicht gefährden.

keit der Zukunft ist in höchstem Maße ein Krisensymptom, das freilich zugleich Hoffnungen wecken kann, sofern sich in ihr ein Wille zur Veränderung artikuliert. Die in diesem Sinne von der Bundesleitung vorgenommene Befragung der Gemeinden zum Thema »Unser Weg in die Zukunft« ist ein ermutigendes Zeichen.

Ist der Begriff des Orakels aufgrund der damit verbundenen Ambivalenzen negativ besetzt, so hat doch das Wort »Prophetie« einen um so positiveren Klang. Fragen wir im Sinne der Schriftprophetie des Alten Testaments nach der Zukunft der Gottesvolkes, zu dem wir ja auch gehören, so wird dieser Blick ein kritischer sein. Mich dünkt, als hätte der an Gnadengaben reiche Baptismus in seinem nunmehr 150jährigen Bestehen auf deutschem Boden zu wenig von jener prophetischen Gabe erhalten oder zu Wort kommen lassen, die – wenn schon nicht um Gottes, so doch um ihrer eigenen Zukunft willen – kritisch nach vorne zu blicken weiß. Öffentliche Kritik oder gar Selbstkritik, an sich unabdingbare Voraussetzung jeder Veränderung und öffentlicher Verantwortung, sind im Lauf unserer Geschichte nur selten die Stärken unserer Glaubensbewegung gewesen.

Diese Unfähigkeit zur Selbstkritik zeigt sich bereits literarisch. Viele unserer Selbstdarstellungen, das Gros der Festschriftliteratur und sonstige Rückblicke in die Vergangenheit sind angefüllt mit Geschichten voller erbaulicher Einfalt und historisierender Belanglosigkeiten (und Missionsstatistiken!). Dadurch wird der Eindruck vermittelt, als sei der Baptismus eigentlich »zu nett«, um wahr zu sein. Die rückblickend erkennbaren Fehler im System sind in solchen Darstellungen stets kosmetischer Art, aber nie prinzipiell. Sie speisen sich aus jenen in der Retrospektive erbaulichen Petitesse, an denen sich wohl auch fromme Gemüter gelegentlich delectieren.

Wer sich stets artig vor der Vergangenheit verbeugt und sich – um nur diese Beispiele zu nennen – vom Versagen der eigenen Kirche in den beiden deutschen Diktaturen nicht zur einer Neubesinnung und entschlossen zu Reformen mahnen läßt, hat weder Sinn noch Bedarf für Grübeleien über die Zukunft.⁴ Hätten wir allerorts volle Gemeinden und ein beständiges Gemeindegewachstum, wer unter uns käme wohl auf den Gedanken, sich um die »Zukunft« des Baptismus zu sorgen? Weil aber Tauf- und Mitgliederzahlen gegenwärtig leider spürbar abnehmen und unser innerer Zusammenhalt (»Identität«) Auflösungserscheinungen zeigt,⁵ gibt es mittlerweile – gottlob! – sogar eine Arbeitsgruppe unseres Bundes, die sich mutig der Fragen nach der eigenen Zukunftsfähigkeit und der notwendigen Reformen innerhalb unseres Bundes annimmt.

4 Sehr zu begrüßen ist daher die vor kurzem erfolgte Einberufung eines »Beirats für Zeitgeschichte«, der unseren Weg in Ost und West seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit historischen Mitteln aufarbeiten soll.

5 Ich nehme in nicht wenigen Gemeinden eine steigende »Bundesindifferenz« wahr.

Eine solches Nachdenken über die Zukunft kann nicht ohne Einbeziehung der jungen Generation und ihres Selbstverständnisses geschehen, die keineswegs, wie oft behauptet, die »Gemeinde von morgen«, sondern längst die Gemeinde von heute ist. Denn bevor wir darüber nachdenken, ob wir *zukunfts*fähig sind, sollten wir uns ernsthaft die Frage stellen, ob wir eigentlich schon in der *Gegenwart* angekommen sind oder ob unser Denken nicht immer noch in den Schuhen des 19. Jahrhunderts durch eine grundlegend veränderte Zeit wandelt.

3. Zurück in die Zukunft?

Vor einem sollten wir uns in jedem Falle hüten: Daß wir womöglich mit der einen oder anderen Betroffenheitssemantik über unsere Zukunftsfähigkeit nachdenken und dabei voraussetzen, daß sich in Wahrheit eben nichts wirklich ändern soll und darf. Die ultima ratio kann nicht lauten: Es soll möglichst alles so bleiben, wie es immer, und das heißt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Denn unser lautstark propagiertes Selbstverständnis steht im wesentlichen immer noch dort, wo der seinerzeit innovative Baptismus vor 150 Jahren überraschend Neues wagte. Nach wie vor präsentiert sich der Baptismus als eine *Bekehrungsbewegung* des frühen 19. Jahrhunderts und nicht als eine moderne Freikirche (wobei modern keineswegs als Absage an unsere missionarischen Motive verstanden werden soll – im Gegenteil!). Die erweckliche Grundsituation des 19. Jahrhunderts (evangelistische Predigt, Aufruf zur Entscheidung, Bekehrung und Taufe) wird der Situation in den Gemeinden oft nicht mehr gerecht. Angesichts der vielen Menschen, die unter uns heranwachsen oder durch persönliche Beziehungen zu uns stoßen, brauchen wir verstärkt eine Gemeindepädagogik, mit deren Hilfe wir die Grundfragen des Glaubens verständlich machen, wodurch Bekehrungen durchaus gefördert werden können. So ist es doch erstaunlich, daß eine täuferische Freikirche noch nicht einmal Materialien für einen Taufunterricht in den Gemeinden entwickelt hat.⁶ Und nach wie vor repristinieren wir dieselben Anschauungen, Konzepte, Parolen und Frontstellungen, auf die der Neupietismus und die Erweckungsbewegung vor mehr als 160 Jahren seinerzeit (!) zeitgemäße Antworten bereithielten. Durch die Verankerung unseres offiziellen geistigen Horizonts im 19. Jahrhundert gibt es bis heute missionarisch obsoletere Konzepte und Institutionen, deren Fortbestehen stets eifrig verteidigt und mit großem finanziellen und organisatorischen Aufwand betrieben wird. Ein Anachronismus ist dabei die Konzentration der Evangelisation auf die angeblich

⁶ Aus diesem Grunde fehlt es oft auch an einer postbaptismalen Begleitung der Täuflinge.

drängende »Sinnfrage« des »modernen Menschen«, die in der heutigen sogenannten postmodernen Zeit kaum noch gestellt wird. Zu diesen anachronistischen Elementen gehört auch die Vision von der »großen Erweckung«, die vielleicht größte der unter uns propagierten Trugbilder. Während sich der Baptismus nur schwer von seiner Vergangenheit trennen kann, geht der Kontakt zur Wirklichkeit um uns herum bedauerlicherweise immer schneller verloren. Ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht: Der Baptismus ist längst von einer »Bewegung« zu einer (Frei-)Kirche geworden, was Flexibilität und Veränderung nicht unbedingt ausschließen muß. Eine Kirche ist von Haus aus keine »Immobilie« (wörtlich: etwas »Unbewegliches«), sondern eine »Mobilie«: bewegte und bewegende Gemeinschaft im Licht des Evangeliums.

Die heillose Verhaftung unseres Bundes im Denken des 19. Jahrhunderts zeigt sich vielfältig. Das vor einigen Jahren erarbeitete und von der Bundesleitung verabschiedete »Identitätspapier« (s.u.) ist ein perfekter Spiegel nicht etwa der neutestamentlichen Gemeindelehre, sondern der religiösen Ideale des 19. Jahrhunderts. Fast nichts von dem, was angeblich zentrale Erkenntnisse »unseres Gemeindeverständnisses« darstellen, ist für das Neue Testament im Blick auf die Gemeinde tatsächlich konstitutiv: Weder die Glaubens- und Gewissensfreiheit, noch der Freiwilligkeitsgedanke oder gar die Trennung von Staat und Kirche waren für das Urchristentum im Blick auf die Gemeinde wirklich essentiell. Nicht einmal das im landläufigen Sinne verstandene »allgemeine Priestertum«⁷ oder der »Autonomiegedanke« der Ortsgemeinde läßt sich ehrlichen Herzens aus dem Neuen Testament, dafür aber aus dem bürgerlichen Freiheitskampf des 19. Jahrhunderts und der Emanzipation von staatlicher Bevormundung ableiten. Dies gilt unbeschadet meiner persönlichen Überzeugung, zumal ich diese freikirchlichen Prinzipien aufgrund der geschichtlichen Erfahrung für durchaus wertvoll halte.

Aus dem vorigen Jahrhundert, das von einem schier grenzenlosen Fortschrittsoptimismus geprägt war, stammt m.E. auch das Missionskonzept einer »immer wachsenden Gemeindebewegung«. Diese Vorstellung ist in besonderer Weise ein wunder Punkt unserer Zukunft. Der Baptismus hat die reformatorische Erkenntnis einer *ecclesia semper reformanda* (der stets zu erneuernden Kirche) durch das Konzept der *ecclesia semper crescenda* (die stets wachsenden Kirche) interpretiert. Sogar das Neue Testament muß mitunter für diese populistische Vorstellung herhalten, wenn den sehr sporadischen Angaben über ein ausdrücklich als Wunder Gottes erfahrenes Gemeindegewachstum (Apg 2,41.47; 4,4) eine normative Funktion zugewiesen wird.⁸ Ein beständiges Gemeindegewachstum, gleich-

⁷ Einem allgemeinen Priestertum widerspricht etwa der Hebräerbrief auf Heftigste!

⁸ Dabei vergißt man leicht, daß solches Wachstum allein dem Wirken »des Herrn« zu verdanken war und ist, wie in Apg 2,47 ausdrücklich gesagt wird. Übersehen wird auch, daß die missionarischen Erfolge des Urchristentum statistisch gesehen eher gering waren.

sam der »amerikanische Traum« aller Baptisten, ist aber im Neuen Testament der Gemeinde Jesu nirgends verheißen. Sie scheint mir eine Erfindung jenes anhaltenden wirtschaftsliberalen Geistes des 19. Jahrhunderts zu sein, der ekklesiologisch transferiert wird. Diese Denkweise überträgt m.E. frühe marktwirtschaftliche Kategorien auf das Reich Gottes und geht von der sonderbaren Vorstellung aus, daß Evangelium und Gemeinde prinzipiell leicht verkaufbare Produkte darstellen: Wir müssen es halt nur richtig anstellen! Das Evangelium wird dabei als Ware gesehen, die jedem Menschen grundsätzlich vermittelbar ist.⁹ Da Gott am derzeit negativen Gemeindegewachstum keine Schuld tragen kann, verbleibt diese bei seinen Stellvertretern, also bei den Gemeinden und ihren Mitarbeitern. Dies gilt vor allem für Pastoren, die als Außendienstmitarbeiter des Evangeliums für den entsprechenden (Bekehrungs-)Umsatz zu sorgen haben!

Ein derartiges religiös-missionarisches Leistungsdenken verbindet sich mit sonderbaren arithmetischen Spielereien wie dem »Taufquotienten« einer Freikirche und einem evangelikalen Wettbewerb um Bekehrungs- und Mitgliederzahlen, der in den einschlägigen Medien ausgetragen wird. Mittels einer solchen Ideologie werden Bekehrung, Mitgliederwachstum und »Erweckung« – ein Begriff, den es im Neuen Testament in der unter uns gängigen Weise nicht gibt – zu menschlich machbaren Phänomenen und zu einer Art Wettkampf um die authentische Kirche, die spürbare Präsenz des Geistes oder das richtige »Missionskonzept« erhoben, an das Baptisten mitunter mindestens so stark glauben wie an die Aussagen der Bibel. Gottes Providenz und Ratschluß, die menschlicher Einsicht unzugänglich sind, sowie der Geschenkcharakter des Glaubenskönnens (Apg 16,14) werden im Rahmen dieser missionarischen Szenarien bestenfalls in die zweite Reihe verbannt.

Daß dies nicht gutgehen kann, lernen wir schmerzlich gerade angesichts sinkender Tauf- und Mitgliederzahlen, die uns mit dem latenten Vorwurf konfrontieren, wir täten zu wenig, während Gott ja wolle. Wer denkt schon daran, daß weder Jesus Christus noch einer seiner Apostel ihren Dienst unter das Diktat einer Mitgliederarithmetik stellen ließen oder eine solche je für sich selbst zum Kriterium erhoben hätten.¹⁰ Für das Neue Testament war und ist die verkündigte Wahrheit nicht über den »body count« bekehrter Heiden statistisch verifizierbar. Dieser Profanisierung des Wirkens Gottes und seiner Mission sollte eine zukunftsfähige Freikirche, auch wenn sie Minderheitskirche ist, mutiger als bisher widerstehen. Zukunftsfähige Christen brauchen einen langen Atem

⁹ Vgl. dazu die amüsanten Anmerkungen von J.-P. Athmann in seinem Essay: Mission als Werbung, in: ZThG 3 (1998), 15-18.

¹⁰ Vgl. die diesbezügliche Indifferenz des Apostels Paulus in 1Kor 1,16: »Ob ich sonst noch jemand getauft habe, weiß ich nicht mehr.«

und keine statistische Nervosität: »Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise *einige* rette« (1Kor 9,22).

Der rückwärtsgewandte Geist des 19. Jahrhunderts zeigt sich auch in ursprünglich politischen Begriffen, die geistlich vereinnahmt wurden. Etwa im Wort »Autonomie der Ortsgemeinde«, um die sich Paulus und die anderen bekannten Größen des Urchristentums nichts scherten, wo es galt, das Evangelium selbst gegen häretische »allgemeine Mitpriester« in den Gemeinden zu verteidigen. Auch kannte Paulus, anders als wir, weder eine wirklich »freie« Glaubensentscheidung noch eine Freiwilligkeitsgemeinde. Betrachtete er doch den Menschen im Guten wie im Bösen als ein von Mächten beherrschtes und insofern heteronomes Wesen, dessen angeblich »freie« Glaubensentscheidung sich einzig und allein dem freien Erbarmen und der Selbsterschließung Gottes verdanken. Andererseits war für das Neue Testament gerade wichtig, was in unseren theologischen Ortsbestimmungen meist mager ausfällt: Daß Jesus Christus *allein* das Kriterium der Gemeinde ist und bleibt (1Kor 1,30f; 2,2). Die Frage nach der Identität der Gemeinde ist also stets die Frage, ob sich an ihr die Züge ihres Herrn erkennen lassen, der gegenüber ekklesiologische Sekundärtugenden wie die im »Identitätspapier« des Bundes aufgeführten Dinge (s.u.) zurückzutreten haben.

Zur Abschottung gegenüber der Gegenwart ist z.B. der weiterhin propagierte geschichtlose Biblizismus zu rechnen, der alle Erkenntnisse der Bibelwissenschaft innerhalb der letzten 150 Jahren entweder aus Angst vor Fundamentalisten oder aus eigener methodischer Unsicherheit heraus ignoriert bzw. nur unter vorgehaltener Hand diskutiert, als sei ein aufrichtiges und zeitgemäßes Nachdenken häretischer Sprengstoff für die Gemeinden. Solange man freilich ein vorkritisches Denken absolut setzt, wird zeitgenössische Theologie, letztlich das freie Denken sowie die intellektuelle Emanzipation autonomer und zunehmend selbstbewußt auftretender Gemeindeglieder¹¹ wohl tatsächlich ein gefährlicher Sprengstoff sein, vor der man – (frei-)kirchenamtlicherseits – auf der Hut sein sollte.

4. Die unfreie Theologie

Damit berühren wir zugleich die Ebene der Theologie. Sie braucht, um ihre Aufgabe zu erfüllen, einen Freiraum des Denkens und kritischer Erörterungen, die sich einzig auf die persönlich zu verantwortende Evidenz von Argumenten stützt. Tatsächlich ist die im Baptismus getriebene Theologie, zumindest die offizielle, nicht frei in ihrem Denken. Geschockt durch den Streit um das »Schriftverständnis« in den 80er Jahren, der bis

¹¹ Bereits in den Schulen werden unsere Kinder mit einem historisch geschulten Wissen um die Bibel konfrontiert, das in den Gemeinden oft schlicht ignoriert wird.

heute in unserem Bund nachwirkt, hat sich die institutionalisierte baptistische Theologie, wie die amtlichen Stellungnahmen der vergangenen Jahre zeigen, weithin mit der Kirchenpolitik verbündet und in ihren Dienst stellen lassen. Als Beispiel verweise ich nur auf die alle Einwände ignorierende Verabschiedung des neuen Taufartikels in unserer »Rechenschaft vom Glauben« am 26. Mai 1995 in Bochum. Bei diesem bewußt unverständlich und mehrdeutig formulierten Ausführungen unseres Glaubensbekenntnisses über »unser« (welches?) Taufverständnis handelt es sich um ein kirchenpolitisches Produkt, dessen Ziel es war und ist, reale theologische Differenzen hinsichtlich des Sinns der Taufe innerhalb des Baptismus durch sprachlich und inhaltlich reichlich mehrdeutige Formulierungen im unklaren zu lassen.¹² Damit soll nach außen die scheinbare Homogenität des an sich heterogenen Taufverständnisses unter uns suggeriert werden. Theologie wurde hier in skandalöser Weise dazu eingesetzt, strittige Dinge nicht zu klären, sondern sie bewußt zu verschleiern! Ich habe den neugefaßten Abschnitt über »unser« Taufverständnis aufgrund seiner reichlich opaken Formulierungen damals ironisch »das Orakel von Delphi«¹³ genannt. Erst aus Furcht vor nennenswerten Widerständen hatte man sich dem Bundesrat 1995 in Bochum gegenüber zu der Konzession durchgerungen, eine Kommission einzusetzen, die an den Fragen des Taufverständnisses »weiterarbeiten« sollte. Eine solche Kommission wurde – entgegen dem Beschluß des Bundesrates! – bisher von unserer Bundesleitung weder eingesetzt, noch jemals wieder erwähnt. Ein weiterer Versuch der Verantwortlichen unseres Bundes, das ungeliebte Thema »Taufe und Gemeindemitgliedschaft« durch Vertagung in Vergessenheit geraten zu lassen, ist allerdings an der Wachsamkeit einiger Abgeordneter und der AcK-Beauftragten unseres Bundes anläßlich der letzten Bundeskonferenz in Berlin gescheitert.

Hinter der Unlust, über Taufe und Taufverständnis offen zu diskutieren, verbirgt sich die Angst vor vermeintlich »unnötigen Polarisierungen«. Denn die formale Einheit des Bundes rangiert für manche Verantwortliche unseres Bundes durchaus vor der Frage nach der Wahrheit des Glaubens. Während wir nach außen die Taufe für so bedeutsam halten, daß wir um ihretwillen eine getrennte Christenheit in Kauf nehmen, legen wir nach innen im Blick auf die Tauffrage eine theologische Indifferenz (oder in bonam partem: einen toleranzbereiten Pluralismus) an den Tag. Wie man sich theologischer Kardinalprobleme wortreich zu entledigen versucht, zeigen die kaum aussagekräftigen Formulierungen in der Stel-

¹² Zur Kritik an diesem »Taufartikel« vgl. ZThG 1 (1995), 145-214, sowie die Beiträge von P. Athmann, A. Heinze und A. Zabka in diesem Heft.

¹³ Eigentlich müßte es, aufgrund des Entstehungsortes das »Hamburger Orakel« heißen. Handelt es sich doch um eine Art »Gemeinsame Erklärung« unserer damaligen Dozenten am Theologischen Seminar zur Tauffrage.

lungnahme zur Frage von »Taufe und Gemeindegliedschaft«¹⁴ oder der bereits erwähnte und zumindest in kirchenpolitischer Hinsicht interessante Traktat zur »Identität des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden«.¹⁵

Dies mag andeuten, wie schwer man sich tut, theologische Fragestellungen auch nur zu diskutieren. Theologie darf sich aber nicht den taktischen Zielen des bloßen Systemerhalts oder dem Druck der »Gemeindedienlichkeit« unterordnen. Sie darf nicht konturenlos, konfliktscheu und kirchenpolitisch willfährig betrieben werden, wenn sie uns wirklich helfen soll, das Evangelium zu verstehen und es gegen Angriffe zu verteidigen.

Gerade im Blick auf die Unfreiheit der Theologie unter uns zeigt sich eine beklemmende Inkonsequenz, wenn der offizielle Baptismus einerseits im Brustton der Überzeugung für »Glaubens- und Gewissensfreiheit« eintritt, sich selbst aber die Freiheit des Denkens und Glaubens – zumindest im Blick auf die eigenen »Kultbeamten« – unter dem Signum einer vermeintlichen Loyalitätspflicht nicht gönnt.¹⁶ Eine solchermaßen postulierte Loyalität ist aufgrund der Machtverhältnisse in unserem Bund in bedenklicher Weise *personal* orientiert. Zukunftsfähige Theologie treiben heißt dagegen: Die persönliche Loyalität gegenüber den mächtigen Funktionären des Bundes muß zu einer »Loyalität der Sache«, eben der Sache des Evangeliums werden. Denn unser Gemeindebund gehört Jesus Christus! Ihm und nur ihm und seiner »Sache« gegenüber stehen wir in einem unmittelbaren und unbedingten Loyalitätsverhältnis. Eine andere Loyalitätspflicht können wir als Menschen des Glaubens unmöglich anerkennen. Vielmehr gilt: »Der evangelische Christ verteidigt seine Freiheit gegen alle Machtansprüche, auch gegen kirchliche«.¹⁷ Eine Theologie, die lediglich im Dienst der Kirchenpolitik steht und dabei ihre geistige Freiheit und Flexibilität aufgibt, ist alles andere als sachgemäß, oder auch nur hilfreich oder gar zukunftsfähig. Und eine Kirchenleitung, die ihre intellektuelle Elite aus Furcht vor Polarisierungen mit überholten Denkmustern und den ideellen Konzepten einer längst untergegangenen Welt gängelt, wird – und kann auch – keine Zukunft haben.

14 Vgl. BEFG (Hg.), Wort der Bundesleitung an die Gemeinden zum Verhältnis von Taufe und Gemeindegliedschaft, in: Anträge, Informationen und Berichte für den Bundesrat 1998, Bad Homburg 1998, 25f.

15 Vgl. E. Brandt, Die Identität der Gemeinden im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, Kassel 1995 (hg. von der Bundesleitung des BEFG). – Ziel des »Identitätspapiers« ist, wie Präambel und Epilog zeigen, eine Schwächung des Autonomiegedankens der Gemeinden und eine Konturierung der gemeinsamen Bundesidentität.

16 Bereits das Alte Testament kennt den grundlegenden Konflikt von Theologie und Macht, der sich exemplarisch in den Kämpfen zwischen Königtum sowie der amtlich bestellten und der »freien« Prophetie zeigt.

17 E. Jüngel, in: Die Welt vom 4. Januar 1999, 6.

5. Der Baptismus hat keine Zukunft

Hat der Baptismus in Deutschland¹⁸ dann überhaupt eine Zukunft, über die sich zu reden lohnte? Läßt sich eine solche Zukunft gar prognostizieren oder zumindest skizzieren? Wie zukunfts-fähig kann der Baptismus überhaupt sein? Ich möchte auf diese Frage zunächst mit einer These beantworten, die ich nachfolgend zu entfalten versuche: *Der Baptismus hat keine Zukunft – wohl aber die Baptisten!*

Verbindet man mit dem Begriff »Zukunft« das, worauf wir als Christen schlußendlich hoffen, dann kann der Baptismus – ebenso wie die anderen verfaßten Kirchen! – *keine* Zukunft haben. Denn spätestens die mit der Wiederkunft Christi erhoffte Zukunft unseres geschichtlichen Weges bringt unweigerlich die Aufhebung aller Konfessionen mit sich, mithin auch der baptistischen Bewegung. Das sollten wir in unseren ekklesiologischen Überlegungen endlich einmal angemessen berücksichtigen. Das Neue Testament kannte keine konfessionell verfaßten Kirchen, und es kann als sicher gelten, daß Paulus unsere ganze konfessionelle Landschaft a priori abgelehnt hätte. Ist die Wiederkunft Jesu Christi als finaler Punkt christlicher Zukunftshoffnung nach Paulus mit der Auferstehung von den Toten identisch, so bedeutet dies nicht nur die Versöhnung von Juden und Christen (Röm 11,15), sondern auch die Aufhebung der Konfessionen. Der ökumenische Horizont des Leibes Christi läßt keine getrennte Kirchen (mehr) zu. Erlösung meint in dieser Perspektive gerade auch die Erlösung von der *Frage* nach der Zukunft des Baptismus und eine letzte Krise des konfessionellen Christentums. Der Baptismus ist demnach in heilsamer Weise vorläufig.

Dies bedeutet für eine Kirche, die sich auf diese letzte Zukunft einstellt zwangsläufig, daß sie eine ökumenisch ausgerichtete Kirche sein *muß*, weil sie es ohnehin einmal sein *wird*. Sofern kirchentrennende Hindernisse von Wahrheit und Bekenntnis beseitigt sind, ist Kirchengemeinschaft keine Kann-, sondern eine Muß-Bestimmung der Gemeinde Jesu.

Davon ist allerdings unter uns nur wenig zu spüren. Bisweilen ist das Gegenteil der Fall: Die sicherlich nicht unproblematische ökumenische Bewegung wird gnadenlos perhorresziert und sogar als Werkzeug des Antichristen beschimpft. Dies ist beileibe keine Seltenheit. Ein *prinzipiell* antiökumenisches Denken ist aber nicht nur kleinkariert, sondern seinem Wesen nach sektiererisch, und wenn auch nicht antichristlich, so doch zutiefst *unchristlich*. Wer die ökumenische Einheit der Christen aus seinem endzeitlichen Horizont verbannt, verfällt selbst einer sektenartigen Ideologie. Mehr als alle Einheitsbestrebungen haben die Spaltungen

¹⁸ Diese Frage muß zunächst auf den Raum der Bundesrepublik Deutschland begrenzt werden. Die sozialen und kulturellen Unterschiede sind in den einzelnen Ländern und Kontinenten zu groß, als daß man den globalen Baptismus einfach über einen Leisten schlagen könnte.

der Kirche ihren Ruf ruiniert und die Religion der Liebe weitgehend ad absurdum geführt. Wenn es uns nicht gelingt, ein souveränes und angstfreies ökumenisches Profil zu entwickeln und dieses gegen die Hardliner und manche Wirrköpfe in unseren Reihen zu verteidigen, haben wir keine Zukunft und nach dem Stand der Dinge noch nicht einmal eine nennenswerte Galgenfrist in der Gegenwart. Bestenfalls sind wir dann ein Phänomen abendländischer Folklore, also ein in die Gegenwart hinein verlängertes Stück Vergangenheit. Dagegen ist das positiv verstandene Ziel, die Sonderexistenz separierter Kirche baldmöglichst überflüssig zu machen, ein theologisches Fernziel von Rang.

Der Baptismus ist nicht allein vom Neuen Testament her zur Ökumene verpflichtet. Versteht er sich mit der Frühzeit seiner Entstehung als eine *Reformbewegung* der universalen Kirche Jesu Christi, so bedarf er, wie alle anderen Kirchen auch, des Dialogs mit Christen anderer Herkunft und Tradition. Selbstkritisch muß sich der Baptismus immer wieder daran erinnern lassen, daß die Kirchengeschichte nicht mit dem Jahr 1834, der Gründung der ersten Baptistengemeinde in Deutschland, begann. Die dem Baptismus vorausliegende Kirchengeschichte ist auch nicht als bloße Vorgeschichte des Baptismus verwertbar. Daher ist der Baptismus genötigt, sich stets neu mit der Frage zu beschäftigen, warum es ihn eigentlich geben *muß* und ob es ihn in Form einer Sonderkirche neben anderen Kirchen – zumindest auf Dauer – überhaupt geben *darf*.

Ich meine damit nicht, daß wir jeden Unsinn und jede Häresie anderer Kirchen nun aus ökumenischer Gefälligkeit auch noch nachvollziehen oder gar sanktionieren müßten. Bloß nicht! Vielmehr sollten wir bestrebt sein, unsere berechtigten Anliegen und historischen Erfahrungen anderen Kirchen zugänglich zu machen und in gleicher Weise von ihren Erfahrungen zu lernen. Anstatt im religiösen Wettbewerb gegen andere Kirchen zu konkurrieren, könnten wir unseren positiven freikirchlichen Erkenntnis- und Erfahrungsgewinn mit anderen Kirchen großzügig teilen. Das Ende des Baptismus wäre durchaus zu begrüßen, sobald es uns gelingen sollte, den von uns als berechtigt empfundenen Anliegen in anderen Kirchen Gehör zu verschaffen und diese gleichsam in andere Kirchen zu implantieren. Dann wäre die Fortexistenz des Baptismus als ekklesiologisches Implantat eines versöhnten Miteinanders auch kein Fluch, sondern ein Segen – für unsere Freikirche ebenso wie für die gesamte Christenheit. Das Ende des Baptismus hätte dann Sinn und Ziel. Es wäre insofern ein gnädiges Ende und der feierliche Abschluß eines großartigen kirchengeschichtlichen Experiments, der allen Schrecken verlöre, den wir mit dem »Ende« gemeinhin verbinden (vor allem mit einem sinn- und ziellosem Ende).

Dies kann freilich nur unter dem Verzicht auf kleinliche Rechthaberei und in intellektueller und spiritueller Großzügigkeit geschehen. Der Baptismus in Deutschland riskiert seine Zukunft und desavouiert seine Grundanliegen, sofern er geistig und kybernetisch provinziell, welt-

fremd, innovationsfeindlich und rückwärtsgewandt im Gestern des 19. Jahrhunderts lebt, ohne dazu durch das Neue Testament tatsächlich genötigt zu sein. Solange wir denken und handeln, als würden wir immer noch in der Zeit der Erweckungsbewegung leben, solange hat unsere Glaubensgemeinschaft keine Zukunft, sondern möglicherweise nur noch ein längeres Siechtum vor sich.

Weil unsere baptistische Zukunft ja ohnehin immer nur *vorläufige* Zukunft und »Zukunft auf Widerruf« ist, bleibt uns die Frage nach dem künftigen Weg unserer Freikirche aber gottlob erhalten. Denn so überraschend wie der Baptismus innerhalb der Kirchengeschichte aufgetreten ist, so überraschend kann er auch wieder verschwinden.¹⁹ Noch habe ich den Eindruck, als richtete sich der Baptismus darauf ein, auf Dauer zu existieren. Zwar werden ökumenische Initiativen von offizieller Seite zumindest nicht mehr mißtrauisch stigmatisiert, jedoch immer noch als eine angeblich nachrangige theologische Frage behandelt. Wenn wir ehrlich sind, brauchen wir die Ökumene oft nur, um uns in der Öffentlichkeit zu behaupten, ohne daß wir ihren Weg zur Einheit aus innerer Überzeugung fördern. Die ökumenischen Beziehungen und Institutionen (wie die AcK) dürfen aber nicht allein als eine Art »Sekten-TÜV« mißbraucht werden, der eine anerkannte Kirchlichkeit bescheinigt. Vielmehr gilt: Sofern der Baptismus den ökumenischen Horizont der Sendung Jesus Christi aus dem Blick verliert und seine Strukturen zementiert, wird lediglich ein Provisorium verewigt. Eine solche Gemeinschaft steht ihrer eigenen Zukunft am meisten im Wege und verdunkelt das Wesen der weltweiten Gemeinde des Herrn.

6. Der Baptismus als geschlossenes System («closed shop«)

Wie bereits beklagt, werden in unserem Bund notwendige sachliche Klärungen aus Furcht vor Polarisierungen und einem Auseinanderbrechen der Bundesgemeinschaft tunlichst vermieden oder an den Rand gedrängt. Brisante Themen und notwendige Diskussionen sollten jedoch zumindest anlässlich der Bundesratstagungen ihren festen Ort haben. Zeit läßt sich auch anders sparen, als durch eine rigide Beschränkung der Redebeiträge der Abgeordneten. Die vielen Grußworte und Doppelberichte (im Berichtsheft sowie durch mündlichen Vortrag) können getrost reduziert werden, wenn unsere Bundesgemeinschaft miteinander ins Gespräch kommt. Heikle Themen müßten durch ständiges Vertagen nicht »ausgesessen«²⁰ oder durch Kniffe der Tagesordnung ausgehebelt werden

¹⁹ Dies mögen diejenigen vielleicht bedauern, die diese Sonderform der Kirche Jesu Christi gerne festschreiben möchten, ohne weiter darüber nachzudenken, ob wir das überhaupt dürfen.

²⁰ So etwa in der Tauffrage (s.o.).

(sofern unsere Bundesgemeinschaft dies mit sich machen läßt).²¹ Kommt es während unserer Bundesratstagungen doch einmal zu anregenden Diskussionen (wie z.B. in der eindrucksvollen Aussprache zum Thema »Abtreibungen« anlässlich des Bundesrates 1998 in Berlin), so wünschte ich mir vermehrt, daß die gebotene Sachlichkeit solcher Auseinandersetzungen durch das Präsidium gefördert und gewürdigt würde. Was wir nicht brauchen, ist rhetorischer Populismus als »virtuelle Kompetenz«, der manchmal nur Unterhaltungswert hat. Dafür sorgt auch die üble Flut von seichten »Talkrunden«, die nach und nach die inhaltsvollen diskursiven Podiumsgespräche früherer Tage verdrängt haben.

Triviale Selbstinszenierungen dieser Art, Proporzdenken und die Attitüde des »Es-war-schon-immer-so« verhinderten bisher erfolgreich ein kollektives Nach- und Umdenken sowie eine echte missionarische Durchdringung unserer Gesellschaft, die von den Kirchen weniger profunde Töpferkurse und seichtes Theotainment, dafür jedoch mehr gelebte und nachvollziehbare Religiosität des christlichen Glaubens erwartet. Auch Baptisten erwarten von ihrem Bund etwas anderes als bloße Verwaltungsdienste einer Kirchenbehörde, die einmal im Jahr den illusionären Versuch unternimmt, eine heile Gemeindewelt zu inszenieren.

Wirkliche Erneuerung ist allerdings nicht möglich, solange das »System Bund« sich konzeptionell und personell immer nur selbst reproduziert und die Vielfalt an Begabungen, die es innerhalb des Bundes gibt, durch personelle Verfilzung und Klientelpolitik nicht zur Kenntnis nimmt. Das gilt besonders im Blick auf »Berufungen« in haupt- und nebenamtliche Dienste des Bundes. Innerhalb des Bundes liegt die Kompetenz zur Berufung seiner leitenden Mitarbeiter bei der Bundesleitung, und dabei vor allem in den Händen des »Ständigen Ausschusses«, eines recht exklusiven Gremiums. Dieser »Ständige Ausschuß«, dem derzeit acht Personen angehören²² und der das eigentliche Zentrum der kirchenpolitischen Macht im BEFG darstellt, hat das Vorschlagsrecht bei Personalentscheidungen, denen die Bundesleitung zwar noch offiziell zustimmen muß, was aber in der Praxis eine reine Formsache ist. Ein verifizierbares Be-

²¹ Vgl. dazu den Versuch der Tagungsleitung der letztjährigen Bundeskonferenz in Berlin, die brisante und unsere ganze Bundesgemeinschaft in Atem haltende Frage der »Abtreibung« in einer baptistischen Klinik an das Ende der Tagesordnung zu setzen. Erfahrungsgemäß wären zu dem ursprünglich vorgesehenen Zeitpunkt nicht mehr alle Delegierten anwesend gewesen. Zudem hätte man unter zeitlichem Druck gestanden, ohne jede Möglichkeit, die Tagesordnung im Falle zusätzlichen Gesprächsbedarfs noch einmal zu ändern. Da das Manöver allzu durchsichtig war, hat der Bundesrat der vom Präsidium vorgeschlagenen Tagesordnung die Zustimmung verweigert und eine Änderung des Ablaufs erzwungen. – Das Präsidium hat allerdings den Vorwurf, mit der Tagesordnung eine taktische Maßnahme zu verfolgen, dementiert.

²² Zum »Ständigen Ausschuß« – was für ein schreckliches Wort für ein kirchenleitendes Gremium! – gehören Präsident und Vizepräsident des Bundes, die drei Bundesdirektoren, ein Beauftragter der Brüdergemeinden sowie zwei weitere aus der Bundesleitung gewählte Mitglieder.

werbungsverfahren oder eine an überprüfbare Kriterien gebundene Ausschreibung von Stellen und Konzepten fand bisher nicht statt.²³ Der »Ständige Ausschuß« besitzt damit im Bereich von Personal- und Sachentscheidungen eine reale Machtbefugnis, die innerhalb unserer Bundesgemeinschaft einzigartig ist und unser antihierarchisches Grundverständnis in den Gemeinden unterläuft. Das »Priestertum aller Gläubigen« hat auf Bundesebene keine adäquate Entsprechung.

In summa: Eine zu geringe Personenzahl aus zu wenigen, dafür einflußreichen Kreisen hat zu viele Befugnisse, zu geringe Kenntnisse über vorhandene Charismen und Kompetenz in den Gemeinden und dabei vor allem – zu viel Macht. Daraus folgt, daß sich die entsprechenden Personen ständig gegenseitig in wichtige Gremien delegieren (Gefälligkeitsberufungen) und die jeweiligen Nachfolger nach Möglichkeit selbst vorschlagen oder gar nominieren. Deshalb ist auf eine Erneuerung »von oben« bisher auch kaum zu hoffen, solange derartige Verfahren und Entscheidungen der Bundesöffentlichkeit nicht plausibel gemacht werden. Berufung und Bewerbung schließen einander keineswegs aus (Apg 1,15-26), verhelfen vielmehr zu Klarheit und Transparenz.

Solange dies nicht geschieht, bleibt die Erneuerung »an Haupt und Gliedern« überwiegend ein Privileg der »Glieder«, von dem diese künftig reichlicher als bisher Gebrauch machen sollten. Denn die Zukunft des Baptismus muß wohl in den Gemeinden generiert und kraft der keineswegs unproblematischen »Autonomie« unserer Ortsgemeinden durchgesetzt werden. Denn die Gemeinden und ihre unberechenbare innovative geistliche Kraft ist die einzige irdische Macht, die von den Vertretern des Bundes respektiert wird. Mit Ausnahme der segensreichen »Spar- und Kreditbank« in Bad Homburg, die eine herausragend positive Bedeutung für unsere Gemeinden besitzt, und unserer Hauszeitschrift »Die Gemeinde«, die unsere interne Kommunikation sicherstellt, gilt ein ungeschriebenes und selten öffentlich artikulierter Grundsatz: Wir brauchen »den Bund« nicht – nicht wirklich und nicht unbedingt, um Gemeinde Jesu Christi zu sein. Denn die zwingende gebotene Ökumenizität des »Leibes Christi« ist ohnehin transkonfessionell und bedarf keines Zwischenbaus in Form eines Mini-Gemeinde-Bundes (»Leibchen Christi«). Sie lebt auch in den Gemeinden vor Ort längst und mit zunehmender Tendenz eine souveräne und sich verselbständigende Partnerschaft mit anderen Kirchen, die den vorhandenen konfessionellen Grenzen nur geringe Beachtung schenkt. Die meist gutnachbarschaftlichen Beziehungen zu anderen Kirchengemeinden stellen die offiziellen ökumenischen oder intrakonfessionellen Beziehungen oft weit und in beschämender Weise in den Schatten. Ich denke hierbei an das Verhältnis unserer Gemeinden zur AcK und zur Evangelischen Allianz, das de facto eine weit größere Bedeutung hat

23 Eine Ausnahme sind Sekretärinnen und Schreibkräfte.

als die eher lose Verbindung einzelner Gemeinden zum Gesamtbund. Wie wenig geistliche Gemeinschaft zwischen unseren Bundesgemeinden herrscht, ließe sich exemplarisch an dem realen Nebeneinander benachbarter Baptistengemeinden sowie in dem oft von Indifferenz geprägten Nebeneinander von Baptisten- und Brüdergemeinden studieren. Gilt hier doch oft der Grundsatz postmoderner Partnerschaften: »Living apart together.«

Ich wage einmal die These: Wenn es den Bund nicht gäbe, würde das in vielen Gemeinden kaum jemand merken oder wirklich bedauern.²⁴ Keine der sicherlich an vielen Stellen auch segensreichen Bundesinstitutionen, einschließlich der missionarischen Einrichtungen, der »Ruhegeldordnung« oder des Theologischen Seminars, ist für unser Gemeindeleben wirklich konstitutiv, unersetzbar oder auch nur essentiell.²⁵ Angesichts der für den Unterhalt dieser Institutionen und Ämter anfallenden Kosten werden wir uns in Zukunft sicherlich ehrlicher als bisher die Frage stellen müssen, ob wir uns die für unsere Gemeinden weniger effektiven Einrichtungen und die damit verbundenden Planstellen wirklich leisten können und wollen. In vielen Gemeinden und besonders auch unter uns Pastoren macht sich der Gedanke breit: Wir brauchen den Bund letztlich nicht, um als Gemeinde oder als Pastor(in) unseren Dienst ausüben zu können. Der Bund kümmert sich nicht oder nur wenig um unsere Belange. Die bereits erwähnte Umfrage »Unser Weg in die Zukunft« könnte hier zu neuen Erkenntnissen führen.

Andererseits gilt: *Zwar brauchen wir den Bund nicht, aber der Bund braucht die Gemeinden:* Er braucht die Gemeinden und ihre Mitglieder zum eigenen Systemerhalt, der sich längst verselbständigt hat. Der sich immer stärker nur noch selbst verwaltende Bund hat andererseits kaum konsensfähige oder praktikable Konzepte, um den Gemeinden bei den anstehenden Fragen helfen zu können. Das ist keineswegs nur auf die kybernetische Unfähigkeit der Bundesfunktionäre zurückzuführen, sondern durchaus auch die Kehrseite des ausgeprägten Autonomiegedankens, mittels dessen sich unsere Gemeinden der Verantwortung für den Bund zu entziehen wissen. Solange unsere Gemeinden im Geist geschwisterlicher Solidarität nicht auf einen Teil ihrer autonomen Rechte verzichten, ringt der Bund schwer um seine Anerkennung, bis hin zur prinzipiellen Frage nach seiner praktischen Notwendigkeit und seiner theologischen Berechtigung. Andererseits: Solange die Gemeinden und die Pastoren nicht sicher sein können, daß ihr Vertrauen bei den Verantwortlichen des Bundes stets in gute Hände gelegt ist, werden sie ihr Schicksal verständlicherweise weiterhin lieber selbst bestimmen. Für den Bund bleibt dann nur die

²⁴ Vielleicht mit Ausnahme unserer Gemeindekassierer. Aufgrund der dadurch eingesparten Mittel könnte sich unsere Gemeinde etwa eine weitere hauptamtliche Kraft leisten.

²⁵ Vielleicht mit Ausnahme der bereits erwähnten Spar- und Kreditbank und unserer Zeitschrift »Die Gemeinde«.

Rolle von Konfliktlösungen in bestimmten Krisenfällen übrig. Sofern er seine Essentialität nicht stärker unter Beweis zu stellen vermag, erweist er sich zunehmend als irrelevant, als nicht zukunfts- und insofern irgendwann auch als nicht überlebensfähig. Die Zahl freikirchlicher Gemeinden, die im Strom postmoderner Religiosität ohne konfessionelle Bindungen ihres Glaubens leben, nimmt zu und zählt mittlerweile in unserem Land bereits ebenso viele Mitglieder wie der gesamte »Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden« (BEFG).²⁶ Zudem steigt die Bereitschaft zum konfessionellen Wechsel auch unter unseren Mitgliedern rapide an. Daher ist die Frage nach der Zukunft des Baptismus eine Frage an unsere Gemeinden, ob sie diesen Bund überhaupt wollen – und ihn sich auch leisten wollen. *Denn der Baptismus hat zwar keine letzte Zukunft, wohl aber die Baptisten.* Wir können daher die Frage nach der zukünftigen Gestaltung unseres Gemeindebundes nicht allein den bestehenden Institutionen und Verantwortlichen des Bundes überlassen.

Diese Unlust, sich Gedanken über die Zukunft machen, ist nicht zuletzt ein soziales Phänomen: Denn wer einmal Angestellter des Bundes ist, ist es in der Regel für den Rest seiner Lebens(arbeits)zeit, ohne je wieder in den Gemeindedienst zurückzukehren (die – sehr – wenigen Ausnahmen von dieser Regel sind mir dabei durchaus bekannt). Während Pastoren und Gemeindeleitungen auf natürliche Weise im Wechsel begriffen sind, werden die Dienstverträge der (loyalen) leitenden Bundesangestellten bis zur Pensionsgrenze in der Regel stets verlängert. »Nicht auffallen«, heißt die Parole, die ein langes Bundesleben garantiert. Personelle Veränderungen vor dem Ruhestand innerhalb der leitenden Angestellten des Bundes oder gar eine Rückkehr in den Gemeindedienst sind die seltene Ausnahme. Dagegen bieten sich unseren Gemeinde schon aufgrund der realen Möglichkeit des Pastorenwechsels und regelmäßig stattfindender freier Vorstandswahlen innovative Chancen. Durch diese natürlichen kybernetischen Prozesse, an denen alle Gemeindeglieder durch die Ausübung ihres Wahlrechts beteiligt sind, können sich unsere Gemeinden verändern. Sie sind darum zumindest potentiell wesentlich flexibler als die Institution Bund.

Die Machtbefugnis weniger, die sich auch in der Zusammensetzung verschiedener Gremien zeigt,²⁷ hat durchaus ihren Preis. Denjenigen, die auf Bundesebene gerne lautstark von »unseren Gemeinden« und ihrem angeblichen Selbstverständnis reden, ist das wirkliche Gemeindeleben oft längst fremd geworden. Ihr Gemeindeverständnis speist sich aus der Erinnerung an vermeintlich bessere (Gemeinde-)Tage. Mit zunehmendem Lebensalter entsteht so eine idealisierte Vergangenheit, die bis in die Gründerzeit des Baptismus zurückverlegt wird. Die Gegenwart wird da-

²⁶ Diese Zahl entnehme ich einer Schätzung von »idea-Spektrum« von 1998.

²⁷ Man studiere einmal unser Jahrbuch auf die Frage hin, wer in welchen überörtlichen Gremien mit welcher Funktion vertreten ist!

gegen nicht als Herausforderung für dringend notwendige Veränderungen begriffen, sondern meist kopfschüttelnd als »deviant« abgelehnt. Das sozialreligiöse »System«²⁸ des deutschen Baptismus gefährdet sich dabei zunehmend selbst, indem es die eigenen Glaubensgenossen nur noch zu den Betroffenen ihrer eigenen Kirchenpolitik macht, statt sie mit den notwendigen Informationen zu versorgen und sie an Entscheidungsprozessen angemessen zu beteiligen. Diese reagieren mit Indifferenz und manchmal auch Frustration und Lustlosigkeit im Blick auf den von ihrer gemeindlichen Wirklichkeit entfremdeten Bund.

7. Trennung von Staat und Kirche?

Unser Gemeindebund hat es in seiner 150jährigen Geschichte, davon immerhin 50 Jahre innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft im Westen, nicht geschafft, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit in nennenswerter Weise wahrgenommen zu werden. Anders als in den Vereinigten Staaten von Amerika belegt die öffentlichen Meinung unsere Freikirche weithin immer noch mit dem Stigma der »Sekte«. Dies ist sicherlich in der besonderen konfessionellen Struktur und der geschichtlichen Entwicklung Mitteleuropas begründet. Allerdings haben wir Baptisten es auch versäumt, in den vergangenen Jahrzehnten religiöser Freiheit und Toleranz unseren Gemeindebund in der kirchlichen sowie der säkularen öffentlichen Meinung als legitimen Zweig der weltweiten Christenheit zu präsentieren. Uns fehlt das Selbstbewußtsein etwa der Baptisten in den USA, die eine gesellschaftlich anerkannte Kirche sind. Anstatt den Spielraum des Grundgesetzes der Bundesrepublik im Blick auf die Religionsfreiheit voll auszuschöpfen, auf einer öffentlichen Repräsentation und Partizipation in den gesellschaftlichen Institutionen zu bestehen und diese Mitbeteiligung notfalls einzuklagen, haben unsere Vertreter viel zu lange eine falsch verstandenen »Trennung von Kirche und Staat« propagiert und praktiziert. Das Postulat der Trennung von Kirche und Staat wurde eben nicht – wie in den USA – als notwendige Aufgabenteilung von Kirche und Staat verstanden, um der Kirche Jesu Christi gerade den Raum für ihre freie Einflußnahme auf gesellschaftliche und politische Belange offenzuhalten.²⁹ Vielmehr hat der Baptismus in Deutschland die politische und gesellschaftliche Öffentlichkeit lange Zeit als ihren natürlichen Feind und als »Reich des Bösen« gesehen, mithin nur als ein menschliches Missions-Reservoir, aus dem heraus man Menschen für das Reich Gottes (die Gemeinde) »herausfische« (Mt 4,19) und auf die-

²⁸ Zum Baptismus als System vgl. die aufschlußreiche Studie von Th. Niedballa, Der Baptismus als Familien-System ohne Beziehungen, in: ZThG 3 (1998), 30-52.

²⁹ Vgl. dazu den in diesem Heft vorliegenden Aufsatz von A. Strübind, Trennung von Staat und Kirche? Bewährung und Scheitern eines freikirchlichen Prinzips, S. 261-288.

se Weise »aus dem verkehrten Geschlecht« (Apg 2,40) rettete. Eine öffentliche oder gar politische Einflußnahme auf die Gesellschaft außerhalb des missionarischen oder diakonischen Zeugnisses war und ist wohl immer noch für Baptisten weitgehend tabu.³⁰

Hierbei erweisen sich die neupietistischen Wurzeln unserer Bewegung als besonders problematisch. Denn anders als in der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre trat das »Regiment zur Linken« (der Staat) im Baptismus gar nicht als Teil der Herrschaft *Christi* über diese Welt in Erscheinung. Geschah dies doch einmal, so vollzog sich die Wahrnehmung der politischen Kräfte außerhalb und neben der Gemeinde in äußerst unkritischer Weise. Die ideologischen Verirrungen baptistischer Repräsentanten in zwei Diktaturen manifestierten sich häufig in den Mechanismen bloßer Anpassung und der Fraternisierung mit den politisch Mächtigen, die gelegentlich sogar Züge der »Kumpanei« (G. Besier) annahmen. Anstatt, wie an der Gemeindebasis häufig geschehen, mit den Christen anderer Kirchen zu kämpfen und zu leiden, hat man sich bisweilen von den Diktaturen des Nationalsozialismus und der SED instrumentalisieren lassen.³¹

Der deutsche Baptismus hat in seiner bisherigen Geschichte nur unwesentlich an Öffentlichkeit gewonnen. Während jede amtliche Verlautbarung der beiden großen kirchlichen Gebilde und ihrer Vertreter in unserem Lande zumindest eine gewisse mediale Wirksamkeit genießt, herrscht von freikirchlicher Seite in dieser Hinsicht fast völliges Schweigen.³² Anstatt auf einer angemessenen öffentlichen Wahrnehmung, die unsere Verfassung sowie unsere pluralistische Öffentlichkeit ermöglichen, notfalls mit juristischen Mitteln zu insistieren, verschanzen wir uns nach wie vor hinter den beiden Großkirchen, deren gesellschaftliche Relevanz und Akzeptanz als moralische Autoritäten jedoch selbst im Schwinden begriffen sind. In den Rundfunkräten und an den theologischen Fakultäten, in den Parlamenten und in den pädagogischen Kommissionen unseres Landes sitzen alle möglichen Interessensvertreter – aber fast keine Baptisten. Das unserer Glaubensgemeinschaft anhaftende Sektenstigma ist, so meine ich, mitunter hausgemacht oder zumindest mitverschuldet. Es verdankt sich nebst der in dieser Hinsicht unseligen quietistischen Theologie des Neupietismus auch der Unfähigkeit unserer durch sinnlose Ämterhäufung und ein hohes Arbeitspensum überlasteten freikirchlichen Repräsentanten, sich angemessen in einer pluralisti-

³⁰ Von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen.

³¹ Baptisten in verantwortlicher Position haben in der ehemaligen DDR, wie die Akten der Gauck-Behörde materialreich belegen, die Vertreter anderer Kirchen im Dienst des »Stasi« ausspioniert, um für die eigene Glaubensgemeinschaft Vorteile zu erzielen. Dies ist ein bisher noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungener ökumenischer Skandal! Dem SED-Staat war's freilich recht: *Divide et impera!*

³² Dies betrifft vor allem die »Vereinigung Evangelischer Freikirchen« (VEF), ein in der Öffentlichkeit gänzlich unbekanntes Gremium, in dem viele Freikirchen – weitgehend unbemerkt – zusammengeschlossen sind.

schen Öffentlichkeit zu bewegen, die sich unseren religiösen Anliegen gegenüber durchaus aufgeschlossen zeigen könnte.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die Trennung von Kirche und Staat mag – vor allem im Rahmen eines autoritären Staates – sicherlich eine gewisse Berechtigung haben, um die Freiheit des Evangeliums sicherzustellen. Sie kann im Sinne einer funktionalen Aufteilung verschiedener Aufgaben auch in einem demokratischen Staat eine gute und sinnvolle Forderungen sein, solange sie nicht dazu führt, daß wir uns in der Vergangenheit eingraben und den Kontakt zu unserer Welt verlieren. Damit dies nicht geschieht, bedarf *jede* »Trennung von Kirche und Staat« daher unbedingt eines gleichzeitigen *Bündnisses zwischen Kirche und Gesellschaft!* Dies soll durchaus ein kritisches und spannungsgeladenes Bündnis sein. Aber ohne ein solches Bündnis verkommt der Baptismus zur Konventikelkirche religiöser Kleinkariertheit.

Eine solche Kirche haben die Gründergestalten des Baptismus nicht gewollt und nicht verdient. Und wir auch nicht.

8. Postulate und Einsichten zur Erneuerung des Baptismus

1. Wir brauchen ein neues Bündnis zwischen dem »Bund« und den »Gemeinden«. Dazu reicht es nicht aus, eine alljährliche Bundeskonferenz zu veranstalten, zu der die Vertreter der Gemeinden durch den Bund eingeladen werden. Der Bund muß vielmehr zum »Gegenbesuch« bei seinen Gemeinden bereit sein.³³ Ich halte eine konsequente und dauerhafte Konsultations- und Visitationspflicht des Bundes und seiner Einrichtungen gegenüber den Gemeinden, wie es mit der Reformation in den evangelischen Gemeinden eingeführt wurde, für dringlich. Die Vertreter des Bundes müssen einen intensiveren Kontakt zu den Gemeinden, in deren Namen sie sprechen und handeln, halten und sich ihren Anliegen öffnen. Nur dies kann langfristig zu Stärkung unserer Kohäsion und »Identität« führen und eine gegenseitige Einflußnahme sichern.

2. Eine besondere Mitverantwortung für die Gemeinden liegt in den Händen unserer Präsidenten und vor allem der Bundesdirektoren. Zur Stärkung der ekklesiologisch-seelsorgerlichen Kompetenz des Bundes braucht der Bund leitende Mitarbeiter/innen, die sich stärker um die Gemeinden kümmern, anstatt sich in zahllosen Aufsichts- und Verwaltungsräten aller möglichen Einrichtungen und Werke zu verzetteln. Das Bundesmissionshaus sollte sich Gedanken über eine Neuorientierung

³³ In unserer Bundesgeschichte gab es einmal die Einrichtung der sogenannten »die-nenden Brüder«, deren Aufgabe es war, die Gemeinden im Auftrag der Bundesleitung zu konsultieren und zu beraten. Daran ließe sich womöglich anknüpfen.

hinsichtlich der wirklich relevanten Aufgaben machen und darüber mit den Gemeinden sprechen.

3. Um die anspruchsvollen Zukunftsaufgaben zu strukturieren und zu organisieren, sollte die Arbeit unserer Bundesdirektoren durch persönliche Referenten verstärkt und unterstützt werden. Ich wünsche den Verantwortlichen des Bundes Mut, andere, möglicherweise weniger relevante Arbeitszweige zu streichen oder an besser dafür geeignete Institutionen wie z.B. die Vereinigungen (künftig »Landesverbände«) zu delegieren. Jedes einzelne Bundeswerk sollte von Zeit zu Zeit auf seine reale Effektivität und Notwendigkeit für unsere Bundesgemeinschaft hin und ohne Scheu vor »heiligen Kühen« kritisch durchleuchtet werden.

4. Ich plädiere mit Nachdruck für einen *Baptismus der Regionen*. Denn unsere Zeit und Arbeitsweise erfordert föderalistische statt zentralistische Strukturen. An die Stelle zentraler Institutionen muß – in Analogie zum politischen Geschehen in Europa und den gerade dezentral (!) strukturierten Globalisierungstendenzen der Wirtschaft – ein »Bund der Regionen« treten. Dies kann nur in enger Zusammenarbeit mit den ebenfalls zu reformierenden Vereinigungen/Landesverbänden geschehen, an die der Bund künftig Befugnisse und Kompetenzen delegieren sollte (z.B. Heimatmission, Diakonie, Fort- und Weiterbildung). Die Vereinigungen sowie die Gemeinden müßten durch konsultative und konziliare Prozesse stärker in die strategischen Entscheidungen des Bundes einbezogen werden.

5. Dementsprechend sollten (ad-hoc-)Kommissionen für konkrete Sachfragen geschaffen werden, deren Mitglieder nicht zentralistisch nominiert, sondern über regionale Verbände demokratisch gewählt werden. Solche Kommissionen könnten teils als »Kommissionen auf Zeit« (bei einzelnen Sachfragen) oder als – zumindest mittelfristige – »Ständige Ausschüsse« (Plural!) für dauerhafte Aufgaben eingerichtet und durch demokratische Austauschverfahren und/oder Rotationsverfahren in ihrer innovativen Potenz erhalten und bestärkt werden.

6. Die Mitglieder der Bundesleitung sollten am besten ausschließlich über die Gremien der Vereinigungen/Landesverbände gewählt werden. Eine Wahl der Bundesleitungsmitglieder über den Bundesrat ist aufgrund der weit verbreiteten persönlichen Unkenntnis über die Eignung der Kandidaten wenig sinnvoll. Ein solches Verfahren überfordert die Delegierten und hinterläßt bei ihnen oft ein Gefühl der Hilflosigkeit. Bestimmte und für unsere Gemeinschaft mittel- oder langfristig bedeutsame Personalentscheidungen sollten außerdem nur nach Absprache mit den Vereinigungen/ Landesverbänden sowie dem Bundesrat getroffen werden.

7. Ich halte ein Rotationsprinzip bzw. eine Begrenzung der Dienstzeit unserer leitenden Funktionäre für eine sinnvolle Angelegenheit. Die Amts-

zeiten bei Bundesdirektoren sollten auf maximal 10-12 Jahre begrenzt werden, wie dies seit jeher für die Mitglieder der Bundesleitung gilt (12 Jahre). Nach ihrer Dienstzeit sollten die leitenden Mitarbeiter nicht andere übergeordnete Dienste übernehmen (wie meist üblich), sondern zunächst zurück in den Gemeindedienst gehen, um ihre Erfahrungen aufzufrischen und ihrerseits den Gemeinden mit der gewonnenen Bundeskompetenz zu dienen. Dadurch könnte zugleich ein stärkeres Bewußtsein in den Gemeinden für die Anliegen des Bundes geschaffen werden. Durch unabhängige Kommissionen und öffentliche Ausschreibungen von Stellen sowie die Einbeziehung der Vereinigungen/Landesverbände könnten wir unserem ekklesiologischen Leitbild besser entsprechen und unter uns vorhandene Qualifikationen erschließen.

8. Die Fort- und Weiterbildung unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bleibt weiterhin ein dringliches Anliegen. Meine bisherigen Erfahrungen als Bildungsreferent und Veranstalter überregionaler Tagungen im Rahmen unserer Bundesgemeinschaft haben mich gelehrt: »Zukunftsträchtige Bildungskonzepte« erfordern eine Vielfalt an bezahlbaren Angeboten; Veranstaltungsorte müssen darüber hinaus schnell und leicht erreichbar sein und über eine gute Anbindung an die Verkehrsnetze sowie an die gemeindliche und kulturelle Infrastruktur unserer Zeit verfügen (dererlei empirische und soziale Faktoren sind bei den Planungen für Elstal bedauerlicherweise nur unzureichend berücksichtigt worden). Die Fortbildung unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist, abgesehen von der sinnvollen zentralen Ausbildung unserer Pastorinnen und Pastoren, seit jeher eine Sache der Vereinigungen gewesen. Dort ist diese Arbeit sinnvollerweise anzusiedeln, da die »Landesverbände« die zu ihnen gehörenden Gemeinden sowie die kompetenten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am besten kennen.

9. Der »Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden« (BEFG) sollte trotz theologischer Bedenken die Ökumenizität der Gemeinde Jesu Christ energisch und beharrlich im Auge behalten. Kriterium darf dabei nicht der Selbsterhalt eines freikirchlichen »System« sein. Denn das Evangelium verpflichtet zur Einheit aller Christen. Aus diesem Grund ist die wichtige Zusammenarbeit innerhalb der »Evangelischen Allianz« ebenso zu fördern wie eine Intensivierung der Arbeit im Rahmen der »Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen« (ACK). Wer dabei eine geistliche »Unterwanderung« befürchtet, möge bedenken, daß auch in unseren Reihen manche theologisch sonderbare Vorstellung fröhlich und unwidersprochen vor sich hin lebt. Nur durch Beteiligung und nicht durch larmoyante Rückzüge aus der (kirchlichen) Welt läßt sich Einfluß auf Christenheit und Welt nehmen. Die Angst vor einer Preisgabe der eigenen Souveränität und – um ein baptistisches Lieblingswort aufzugreifen – »Prägung« ist unbegründet, wie die nach wie vor ganz unabhängigen Kirchen bei aller ökumenischen Zusammenarbeit in den vergangenen Jahrzehnten belegen.

Die angebliche Bedrohung durch die »Einheitskirche« ist eine Chimäre frommer Sektierer.

10. Die Trennung von Kirche und Staat müßte aufgrund der vorhandenen Erfahrungen mit der Demokratie überdacht, in neuer Weise definiert und durch ein entschlossenes »Bündnis zwischen Kirche und Gesellschaft« ergänzt werden. Wir sollten künftig keine Scheu vor einer breiten öffentlichen Einmischung in gesellschaftliche Fragen sowie in die Politik haben, zumindest sofern der christliche Glaube tangiert wird. Vielleicht müssen dazu neue Institutionen geschaffen werden, deren Vertreter sich in einer medialen Öffentlichkeit ohne Unsicherheit oder Minderwertigkeitskomplexe zu bewegen wissen.

11. Unsere theologischen Bemühungen sollten künftig weder von anti-häretischen Kämpfen noch von einer unterwürfigen Abhängigkeit von der »Kirchenpolitik« bestimmt werden. Theologie bedarf nicht nur einer Rückbindung an die Bibel. Sie bedarf auch einer grundlegenden Freiheit, und nur die Besinnung auf ihre durch das Evangelium garantierte Freiheit des Denkens wird die Theologie frei machen!

Um die Freiheit des theologischen Denkens zu gewährleisten, sollten bei der Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren persönliche und fachliche Beurteilung – beides ist notwendig! – getrennt und von verschiedenen Stellen vorgenommen werden. Unsere Dozenten sollten sich hinsichtlich der Studierenden ganz auf die Vermittlung von Fachwissen und theologischer Kompetenz konzentrieren und von jeder psychologischen oder »persönlichen« Beurteilung der Studierenden (vor allem während des Grundstudiums) tunlichst entlastet werden. Um der Freiheit des Denkens und der Freude an der Theologie willen wird die Trennung von fachlicher Ausbildung und gleichzeitigem permanentem Persönlichkeitstest den Studierenden, den Dozenten und den letztlich auch Gemeinden zugute kommen, wie die entsprechenden Erfahrungen anderer Ausbildungsinstitute belegen. So könnte die verbreitete (jedoch verschwiegene) und das Studium am »Seminar« von Anfang an belastende »Vermittlungsangst« einer neuen Offenheit der Studierenden ihren Dozenten gegenüber weichen.

Für ein besseres Miteinander von Pastoren, Gemeinden und Bund wäre es zudem wichtig, sowohl die zukünftigen wie den bereits praktizierende Pastorinnen und Pastoren von Anfang an (mit dem Beginn des Studiums) seelsorgerlich zu begleiten und zur vertraulichen Supervision zu verpflichten.

12. Mit Heinz Zahrnt plädiere ich für eine künftige »Versöhnung von Theologie und Religion« innerhalb des Christentums, d.h. von geistiger Reflexion und geistlicher »Spiritualität« (um ein zeitgenössisches kirchliches Lieblingswort aufzugreifen). Das beginnende 20. Jahrhundert hat die Fronten zwischen Theologie und Religion aus seinerzeit berechtigten

Gründen scharf profiliert. Im ausgehenden 20. Jahrhundert betrachten wir diese Fronten mit neuer Milde und anlässlich des Jubiläums von 1648 (dem Ende des Dreißigjährigen Religionskrieges durch den Westfälischen Frieden) mit dem festen Vorsatz der Versöhnung. Denn Theologie ohne Religion verkommt zum intellektuellen Narzißmus; Religion ohne Theologie degeneriert zu einem konturenlosen Subjektivismus.

13. Die Quelle zur Erneuerung des Baptismus wird, wie alle vorangehenden Erneuerungsbewegungen innerhalb der Kirchengeschichte, wesentlich von einer Wiederentdeckung der Bibel abhängen. Der Baptismus kann in seiner Gesamtheit nur noch rudimentär als eine »Bibelbewegung« bezeichnet werden. Er hat gegenwärtig eher den Charakter einer schwer faßbaren und zunehmend privatistischen religiösen Erfahrungsgemeinschaft (»living apart together«), deren Kraft sich nicht mehr einer verbindlichen Überlieferung, sondern persönlichen Wünschen und autoideellen religiösen Projektionen verdankt. Der Baptismus hat bisher keine hermeneutische Antwort auf die Ergebnisse und Anfragen der bibelwissenschaftlichen Forschung gefunden, die entweder betreten ignoriert oder fundamentalistisch gelegnet werden. Hier rächt sich, daß man die religionsgeschichtlichen Fragestellungen kaum zur Kenntnis genommen oder gar verarbeitet hat. Die stille Abwanderung einer intellektualisierten Generation aus unseren Gemeinden bringt dies an den Tag.

14. Gegen die Bibelvergessenheit und fundamentalistischen Alleinvertreter auf die rechte Auslegung erhebe ich das Postulat einer *Bibliosophie*. Darunter verstehe ich keinen Rückzug in ein weiteres apodiktisches Auslegungsmodell, sondern die längst überfällige hermeneutische »Flucht nach vorne«: Eine vielfältige Hinwendung zu den konkreten *Texten* der Bibel, die allen apodiktischen Zugängen und ihren »Systemen« kritisch, selbstbewußt und gelassen entgegentritt. Sie wird gerade die sogenannte »historische Kritik« nicht länger verteufeln, sondern ihr einen angemessenen Platz unter den Verstehens- und Auslegungsbemühungen zugestehen, ohne eine einzelne Auslegungsmethode absolut zu setzen. Bibliosophie normiert die Vielfalt des biblischen Zeugnisses und die Vielfalt plausibler Auslegungs- und Verstehenswege nicht länger durch dogmatische Postulate, Inspirationslehren über »Gottes Wort« oder positivistische Engführungen. Als »methodenoffene Methode« und im Gefolge der Denkbewegung innerbiblischer Schriftauslegung respektiert sie verschiedene hermeneutische Zugänge³⁴ als legitim und entwendet die Bibel all denen, die für ein bestimmtes Bibelverständnis Exklusivität und Gehorsam beanspruchen. Wird Orthodoxie durch Bibliosophie

³⁴ Ich denke an eine parallele, die naiv-situative Bibellektüre begleitende und ergänzende Lektüre, die sowohl das breite Spektrum historisch-kritischer, sozialgeschichtlicher, psychologischer, literaturwissenschaftlicher u.v.a. Einsichten einschließt.

ersetzt, so könnte uns dies helfen, das Buch der Bücher *besser* zu verstehen, zu genießen und uns an diesem vielfältigen Zeugnis der Gotteserfahrungen zu erfreuen. Bibliosophie versteht die Bibel auch nicht länger als primäres Instrument antihäretischer Kämpfe gegen die »Feinde des Glaubens«, sondern als Seelsorgerin der Gemeinde, mithin als Hilfe zum Glauben und zum besseren Verstehen desselben.

15. Daß die Bibel wesentlich Hilfe zum Glauben ist, belegen die Texte der Bibel selbst, die sich jeder Vereinnahmung durch eine wie auch immer geartete Orthodoxie versperren. Denn die ungestüme Vielfalt des biblischen Kanons ist der heimliche Grund für die Vielfalt der Kirchen und Konfessionen (E. Käsemann). Letztlich ist bereits die Tatsache, daß es im Neuen Testament vier unterschiedliche kanonische Evangelien gibt, der Urgrund dessen, was ich Bibliosophie nenne und zugleich die Krise aller Orthodoxie. Mit der Entscheidung für den *ganzen* biblischen Kanon hat sich jede Bibelorthodoxie ein Trojanisches Pferd in die eigene Glaubensfestung geholt. Der Bibel und ihren großartigen heterodoxen und in diesem Sinne »subversiven« Texten hält keine noch so orthodoxe Glaubensfestung auf Dauer stand.

16. Zukunft hat eine Kirche, die es schafft, sich von allen bloß rationalistischen Denkweisen zu emanzipieren und sich als heterodoxe Bibelbewegung zu konstituieren. Als bibliosophische Bewegung impliziert eine multiperspektivische Lektüre die Absage an die Versuchungen des Fundamentalismus, des Intellektualismus sowie des Antiintellektualismus. *Fundamentalismus ist kollektive Verdummung*, zugleich Ausdruck menschlicher Angst und Vermessenheit; er ist ontologisch menschenfeindlich und böseartig. Zwangsläufig weist er zurück auf die – nunmehr geistigen, aber nicht minder antichristlichen – Scheiterhaufen des Mittelalters, die Umberto Eco's Roman »Der Name der Rose« in einem schauerlichen Gleichnis grandios zu beschwören weiß.

17. Auch der fromme Versuch einer Nivellierung sperriger Aussagen innerhalb des Buchs der Bücher durch die feinsinnigen Maschen »heilsge-schichtlicher« Systeme – die ihrerseits meist eine subtile Form rationalistischer Bibelkritik darstellen! – muß und wird immer wieder scheitern. Denn bekanntlich »wohnt in Christus die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig« (Kol 2,9). Zeugt die Bibel von dieser Fülle, dann ist jede Form rationalistischer Orthodoxie ein zu kleines Gefäß, um das freie Reden Gottes darin einzufangen. Unsere Erkenntnis ist nicht nur Stückwerk, sondern *bleibt* es auch (1Kor 13,9). Daran erinnert uns die oft bizarre Vielfalt biblischer Texte. Der beste Schutz vor aller spekulativen Systematik ist nach wie vor der *konkrete* Text, den jeder Prediger und jede Predigerin Sonntag für Sonntag auszulegen hat. Unsere Zeit, die den absoluten Wahrheiten längst den Laufpaß gegeben hat, fragt nicht nach geschlossenen Systemen lückenloser Wahrheiten, sondern nach einer Weisheit, die

in den widersprüchlichen Erfahrungen des Lebens situativen Halt gibt, der im Vertrauen auf den vertrauenswürdigen Gott gründet.

18. Anstelle eines Schlußwortes:

»Die Zukunft hat viele Namen. Für die Schwachen ist sie das Unerreichbare. Für die Furchtsamen ist sie das Unbekannte. Für die Tapferen ist sie die Chance.« (*Victor Hugo*).

»Ich interessiere mich sehr für die Zukunft, denn ich werde mit ihr den Rest meines Lebens verbringen.« (*Milva*).

»Wer nicht über die Zukunft nachdenkt, wird keine haben.« (*Heiner Geissler*).

»Ich kenne meine Pläne, die ich für euch habe – Spruch des Herrn –, Pläne des Heils und nicht des Unheils; denn ich will euch Zukunft und Hoffnung geben« (Jer 29,11).